

„vorreformatorisches“ Stadium seines Denkens war, ihm dauerhaft einen neuen Sinnrahmen für das Verständnis christlichen Leidens bot: „But suffering was still necessary in the Christian life: God used it first to drive one to Christ and then to conform one to the image of Christ“ (386). Hieran wird deutlich wie kaum irgendwo sonst, dass christlicher Glaube nach Luther „bejahtes Gotterleiden“ (Em. Hirsch) ist. Und zur individuell-einübenden Zueignung dieses der natürlich-innerweltlichen Vernunft bleibend fremden Gedankens erschien dem Wittenberger Reformator das im o. g. Sinne radikal umgeformte überkommene Beichtinstitut als der providentiell vorgegebene Ort.

Denkbar breit gestreut sind die Phänomenbestände, mit denen sich *Gretchen Starr-Lebeau* befasst („Lay Piety and Community Identity in the Early Modern World“, 395–417). Im westspanischen Guadelupe, so berichtet sie, prägten das Gedankengut und die Praxis des katholischen Bußwesens auch solche zwangskatholisierten Juden weiterhin, die zur Religion ihrer Väter rekonvertiert waren. In den Missionsgebieten der Neuen Welt war es schwer bzw. unmöglich, den katholischen Leitbegriffen des Bußwesens in den indigenen Sprachen Ausdruck zu verleihen: „Yet, whether in the Americas or Asia, the local traditions that the friars built upon often encouraged the perpetuation of modes of thought that were unrelated, and sometimes fundamentally opposed, to the Christian theology that the mendicants and Jesuits yearned to teach“ (413). In den unterschiedlichen Spielarten des Protestantismus – man beachte die Zusammenstellung! – wirkten die Denk- und Handlungsmuster des vorreformatorischen Bußwesens in unterschiedlichen Brechungen fort.

*Jodi Bilinkoff* („Confessors as Hagiographers in Early Modern Catholic Culture“, 419–437) zeigt, wie die Hagiographie im neuartigen Wettstreit der Konfessionen in der Frühen Neuzeit neuen Herausforderungen durch klare Profilierungen gerecht zu werden suchte. Dass Beichtväter gerade zu Hagiographen frommer Frauen wurden und dass sie auch deren (mehr oder minder literarischen) Nachlass (Autobiographisches, Visionsberichte etc.) verwalteten, war dem Mittelalter gegenüber nicht neu; lediglich die Zahl und Vielfalt der Phänomene wuchs. Besondere Freude dürften psychoanalytisch interessierte Interpreten an solchen Berichten haben, in welchen sich Söhne lustvoll als geistliche Väter ihrer leiblichen Mütter produzierten (423f.) Weiterhin motivierten auch patriotische und lokalpatriotische Interessen Seelsorger zur hagiographischen Schriftstellerei. Die Frage, welche der Quellen ihren „Sitz im Leben“ (auch) in Kanonisationspro-

zessen hatten und wie sich das auf die Darstellung auswirkte, bleibt leider unerörtert.

Soweit ein kurzer Überblick über die Beiträge. Eine neue Geschichte des Bußwesens zeichnet sich hier wirklich nicht ab. Allerdings ist deutlich die Tendenz erkennbar, herkömmliche feste Unterscheidungskategorien zu verflüssigen, und diese Tendenz ist rückhaltlos zu begrüßen, weil und sofern sie sich auf neu erschlossene bzw. genauer gelesene bekannte Quellen stützt.

Erkennbar ist allerdings weiterhin ein erstaunliches Desinteresse an der theologiegeschichtlichen Rückbindung und Einordnung frömmigkeits- und sozialgeschichtlicher Phänomene und Befunde. Dass all die unterschiedlichen Bußrituale und -praktiken, die hier in großer Breite und Vielfalt geschildert werden, „were embedded in a unique set of beliefs about the relationship between God and man“ (so in etwas anderem Zusammenhang *Starr-Lebeau*, 404), ist eine Einsicht, die, ausgenommen die Beiträge von *Rittgers* und *de Boer*, durchweg erheblich genauer Beachtung bedürft hätte.

Die alten „großen“ Entwürfe der Bußgeschichte – man denke nur exemplarisch auf katholischer Seite an *Bernhard Poschmanns* Faszikel „Buße und Letzte Ölung“ im Handbuch der Dogmengeschichte oder auf evangelischer an *Karl Holls* unübertrefflichen Artikel „Bußwesen“ in der ersten Auflage der RGG – haben immer präzise die Wechselwirkungen zwischen Praxis und theologischer Reflexion im Auge behalten. Darum sind sie dem Wesen des Christentums als der Religion, die nie und nirgends in ihren praktischen Vollzügen aufgeht, sondern fortwährend intellektuell von sich selbstkritisch Rechenschaft ablegt, in besonderer Weise gerecht geworden. Und darum werden diese „großen Erzählungen“, unbeschadet aller Erkenntnisfortschritte in Einzelfragen, ihren hervorgehoben Rang behalten, solange sie nicht durch bessere Entwürfe ihrer Art überholt sind – und solange es eine Kirchengeschichtsschreibung gibt, welche, frei von dogmatisch-konfessionellen (oder auch dogmatisch-„ökumenischen“) Scheuklappen, doch den Fluchtpunkt ihrer ins Unendliche sich streckenden Einzeluntersuchungen in der alle Theologie aus sich hervor treibenden Frage nach dem Wesen des Christentums hat.

Wuppertal

Martin Ohst

*Hilpert, Konrad, Leimgruber, Stephan (Hrsg.): Theologie im Durchblick. Ein Grundkurs (Grundlagen Theologie). Freiburg – Basel – Wien, Herder, 2008, 320 S. kart., 978-3-451-29883-7.*

Mit Theologie im Durchblick legen Professoren und Mitarbeiter der Münchener katholisch-theologischen Fakultät sowie Verantwortliche der pastoralen Ausbildung im Erzbistum München und Freising einen Grundriss der Theologie und ihrer Disziplinen vor, der auf den Grundkurs Theologie der Universität München zurückgeht.

Die Bedeutung solcher grundlegender Einführungen in die Theologie ist seit Einführung der theologischen Grundkurse in den 70er Jahren weiter gewachsen, da einerseits die Heterogenität der Theologiestudenten und die Unterschiedlichkeit der Studiengänge weiter zunehmen, andererseits in der „postsäkularen“ Gesellschaft ein neues Interesse für Religion begegnet, das häufig mit geringen Kenntnissen von christlichem Glauben und Theologie einhergeht. Kirchliche Sozialisation kann unter den Theologiestudenten nicht mehr selbstverständlich vorausgesetzt werden. Theologie kann damit nicht einfach arbeits- teilig in der Kirche funktionieren (kritisch die Glaubenspraxis und Glaubenslehre reflektieren und der Ausbildung für kirchliche Berufe dienen). Sie muss den christlichen Glauben grundlegend erschließen und Zugänge legen.

Das vorliegende Buch legt den Akzent bereits mit seinem Titel darauf, Orientierung („Durchblick“) für das akademische Studium der Theologie zu geben. Hierzu finden sich knappe Hinführungen zu den Einzeldisziplinen, geordnet nach den vier Bereichen der biblischen, historischen, systematischen und praktischen Theologie. Der innere Zusammenhang dieser vier Bereiche und ihr spezifischer Beitrag zur Aufgabenstellung der Theologie wird – anders als z. B. in den Einführungen von Eicher (1980) oder Wohlmuth (?1995) – leider kaum erschlossen. Auf die Hinführungen folgen zwei weitere Abschnitte zu „Weiterführenden Perspektiven“ und „Praktischen Fragen“. Unter „weiterführenden Perspektiven“ findet sich ein Kapitel zur Orthodoxen Theologie und zum Islam – eine Verbindung zum Kapitel zur Ökumene (im Abschnitt „Hinführung zur Systematischen Theologie“) fehlt ebenso wie ein eigenes Kapitel zum Judentum, wengleich Josef Wehrle und Hermann-Josef Stipp in ihren Beiträgen (in der „Hinführung zur Bibel und ihrer Theologie“) wichtige Hinweise auf die Bedeutung des Judentums für das Christentum geben. Akzente setzt das Buch mit der Einfügung einer religionssoziologischen Analyse und eines eigenen Kapitels zur Modularisierung der Studiengänge.

Das Buch ermöglicht eine pragmatische Orientierung in der akademischen Theologie mit knapper Einführung in ihre Disziplinen, wobei die Hinführungen zur historisch-kritischen Methode m. E. besonders gelungen sind

(bes. 23–28, 34–45). Der Aufgabe, in einer „postsäkularen“ gesellschaftlichen Situation (223ff.) den Sinn von Theologie zu erschließen und Neugier für das Fach zu wecken, wird das Buch dagegen weniger gerecht. Schon der Zusammenhang der Theologie wird kaum deutlich, es bleibt bei einer eher äußerlichen Reihung der Disziplinen entlang der Konventionen des Faches. Die kurze Geschichte, mit der das Buch endet (306), hätte hier ein anderes Vorgehen nahegelegt: ein Wanderer fragt zwei Arbeiter der Dombauhütte, was sie da tun. Der eine antwortet: „Ich hauge Steine zu. Das ist eine schwere Arbeit.“ Der andere: „Ich baue einen Dom!“ – Woran also baut die Theologie? Wozu sich auf das oft mühsame „Steine klopfen“ der Theologie einlassen?

Die Antwort, die Konrad Hilpert in der Einleitung des Buches gibt und die das Buch strukturiert, folgt primär einer studienpragmatischen Logik (Berufsfelder, biographische Bedeutung des Studiums) sowie einem Verständnis von Theologie als „Reflexion des Glaubens... in seinen theoretischen wie praktischen Gestalten.“ (11). Theologie müsse „den Glauben verantworten, das Offenbarte interpretieren und immer wieder von Neuem erschließen und das Echte vom bloßen Schein ... unterscheiden und... korrigieren.“ (11) Dabei wird Theologie strikt von Bekenntnis und gelebtem Glauben unterschieden: es geht ihr „um Argumente, um Begriffe, ...um Begründungen, ... um den sachgerechten Umgang mit Texten und Theorien...“, um methodisches Analysieren und Rekonstruieren“, usw. (16) Dass Theologie dies alles beinhaltet, soll nicht bestritten werden, nur: worauf zielt diese Arbeit (das „Steine klopfen“)? Fängt nicht Theologie im eigentlichen Sinn dort an, wo sie in ihrer theoretischen Arbeit Gott und den Menschen so in den Blick nimmt, dass sie nicht „rein theoretisch“ bleibt, sondern wieder zu dem übergeht, wovon sie ausgeht: zum Bekenntnis, zum Zeugnis, zum Gebet, zum Gottesdienst (in Feier, in Erinnerung und Erwartung), zum Menschendienst (in Begleitung, aber auch in Politik, Diakonie, Nächstenliebe, Mitleiden). So sehr akademische Theologie von diesen Vollzügen zu unterscheiden ist, so wenig lässt sie sich von ihnen trennen. Um das Ziel, die Mitte und die Einheit der Theologie – im Bild: den „Dom“, an dem sie arbeitet – sichtbar zu machen und um damit „Sinn und Geschmack“ an der Theologie zu wecken, scheinen mir die „klassischen“ Ansätze geeigneter, die konsequent die Göttlichkeit Gottes und seine Anerkennung („Ehre“) wie die mit Endlichem nie zu befriedende Sehnsucht des Menschen, seine Selbstverfehlung und Gottes rettendes Entgegenkommen (das „Heil der Menschen“) ins

Zentrum der Theologie stellen. Alle Konzeptionen und Rekonstruktionen von Gott und Mensch in anderen Wissenschaften, in kulturellen „Zerstreuungen“ (225), in Politik (148 ff), Ökonomie und Technik sind so von der Theologie kritisch zu reflektieren und zurückzuführen auf den je größeren Gott und auf den Menschen als sein Bild, die beide je mehr erkannt umso mehr Geheimnis bleiben, un verfügbar und über jede Nützlichkeit hinaus.

Im „Durchblick“ kann den Leser diese innere Dimension der Theologie in den hervorragend ausgewählten Bildern erreichen, die dem Band beigegeben sind. Sie sind weit mehr als Dekoration oder Illustration, verweisen in ihrer Darstellung auf das Nicht-Darstellbare (vgl. bes. 8, 216, 231) und eröffnen einen anderen Blick auf Gott und Mensch. Um die „postsäkulare“ Glaubenssituation wie auch die Neuordnung der Studiengänge zu orientieren, wäre diese innere Perspektive in der Darstellung des Studiums und der Disziplinen durchgängig stark zu machen.

Tübingen

Martin Kirschner

*Thomas Kaufmann, Raymund Kottje (Hg.), Ökumenische Kirchengeschichte. Bd. 2: Vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 2008, S. 586 (Personen- und Ortsregister).*

Die vorliegende, teilweise neu konzipierte „Ökumenische Kirchengeschichte“, zweiter Band einer dreiteiligen nunmehr abgeschlossenen Serie, umfasst die lange Zeit von der Kirchengeschichte des 12. Jahrhunderts bis zur Aufklärung, darin Beiträge von Johannes Helmuth, Andreas Holzem, Thomas Kaufmann, Ludger Körntgen, Volker Leppin, Bernd Moeller, Martin Ohst, Rudolf Reinhardt (†), Hans Schneider und Herbert Smolinsky umfassend. Gegenüber der letzten, fünften Auflage (Mittelalter und Reformation, 1993) dieses Standardwerkes wurde eine veränderte epochale Einteilung gewählt, eine Mischung von älteren (neu bibliographierten) und neuen, speziell für den vorzustellenden Band geschriebenen Texten erlaubt es, neue Forschungsergebnisse (etwa im Bereich der Konfessionalisierung, der Aufklärung) angemessener zu berücksichtigen. Der Weg einer vollständigen Neukonzeption wurde durch dieses „Alt-Neu“ aber nicht beschritten, was meines Erachtens auch eine vergebene Chance in einem in den letzten Jahren deutlich an Dynamik gewonnenen Forschungsfeld (etwa im Bereich der Raum-, der Kulturgeschichte usw.) darstellt. Die Zusammenschau von Spätmittelalter, Reformation und konfession-

nellem Zeitalter ermöglicht es, kirchengeschichtliche Entwicklungen stärker im Längsschnitt zu betrachten (wie P. Hersches „Muße und Verschwendung“ eindrucksvoll belegt), die häufig an Universitäten zu beobachtenden profanhistorischen Disziplingrenzen werden dadurch – mit Gewinn für den Leser – überschritten. Das Adjektiv „ökumenisch“ impliziert ein von katholischen, protestantischen und reformierten Kirchenhistorikern gemeinsam verfasstes, vergleichend angelegtes Lehrbuch, doch schon das Inhaltsverzeichnis verrät, dass hier chronologisch und parallel (und nicht immer verbunden) die Konfessionsgeschichte der drei großen Religionen getrennt abgehandelt wird. Während der Mittelalterteil stärker kirchengeschichtlich ganz Europa behandelt, erfolgt in der Neuzeit eine stärker Konzentrierung auf den deutschen Sprachraum und die dort stattfindende konfessionelle Ausdifferenzierung – geographische und thematische Karten hätten dem Handbuch übrigens viel mehr an Anschaulichkeit verleihen können.

Jeder in dem vorgestellten Zeitraum forschende Historiker wird mit Blick auf das eigene, mehr oder minder gut gesattelte und beschlagene Forschungs-Steckenpferd Bereiche vermissen oder Akzentuierungen verändert vornehmen, doch wird hier mit Blick auf eine Lehr- und Handbuch für den Universitätsbetrieb ein gediegener, in der Lehre vielfältig erprobter Überblick geboten. Jeder, der sich an Überblicken mehr oder minder erfolgreich versucht hat, weiß um die Schwierigkeiten der Aufgaben, um das enge „Zeichenkorsett“ usw. Eine nunmehr ajourierte Basisbibliographie ermöglicht die selbstständige Vertiefung. Jeder Unterrichtende wird mit Gewinn zu diesem gründlichen Handbuch greifen und dann vermutlich eigene, individuell verschobene Schwerpunkte jenseits der Institutionszentriertheit des Bandes in der Lehre setzen. Wenige inhaltliche Fehler haben sich eingeschlichen (die „Religionskonzeption“ in Niederösterreich von 1568 wäre als „Religionskonzession“ aufzulösen, S. 408).

Man hätte sich als Leser einen stärker problemorientierten Zugang, jenseits einer Abarbeitung der chronologischen, zugegeben etwas ermüdenden Ereignisgeschichte gewünscht – ein thematischer Zugang, der in den Beiträgen von Johannes Helmuth, Thomas Kaufmann und Andreas Holzem aus meiner Sicht viel besser gelungen ist. Für einen thematischen Neueinsteiger wären zudem auch vergleichende Synthesen am Ende der Kapitel, die für die Frühe Neuzeit Differenzen und Gleichförmigkeiten der Konfessionen herausarbeiten, wichtig gewesen. Diese Resümees würden es besser erlauben, die Fülle des